

ERNST WIECHERTS BUCH-WELT UND DER LESER HEUTE

Gerda Hübert

Es ist nicht zu übersehen, daß von Mitte der 50er Jahre an Ernst Wiecherts Werk an Einfluß und Bedeutung verloren hat. Man kann sich fragen, warum Ernst Wiechert mißverstanden wurde oder immer mehr in Vergessenheit geriet. Zu dieser Entwicklung hat neben manchen anderen Gründen wohl auch der Umstand beigetragen, daß seine Sprache stellenweise schwer zu verstehen ist. Darüber soll hier nachgedacht werden.

Im Herbst 1973 hielt Prof. Dr. Jürgen Fangmeier an der Kirchlichen Hochschule in Wuppertal einen Vortrag, der 1976 in Zürich erschien unter dem Titel *Ernst Wiechert - Ein theologisches Gespräch mit dem Dichter*¹. Aus dieser Studie werde ich gelegentlich zitieren und beginne mit den Anfangsgedanken:

"Kürzlich (also vor 1973!) ging durch die westdeutsche Presse die Notiz, Polen habe Ernst Wiechert für sich entdeckt. Seine ostpreußische Heimat ist heute polnisch. Und ich gönne dem polnischen Volk diesen Dichter. Aber uns gönne ich ihn auch. Ernst Wiechert hat in den letzten 20 Jahren nicht mehr als modern gegolten. Man kann sich jedoch vorstellen, daß er wieder sehr modern, weil wichtig wird. Seine Wesentlichkeit hängt indes nicht an der Gunst der Mode."

1. Veröffentlicht in der Reihe Theologische Studien, Heft 117. (Und auch in diesem Ernst-Wiechert-Portal).

Dieses *Theologische Gespräch mit dem Dichter*, wie Fangmeier seine Schrift nennt, trägt zu einer sachlichen Auseinandersetzung mit Wiechert und seinem Werk bei. Doch noch immer sind es nur wenige Leser, die ihn wiederentdecken. Kaum ein Schriftsteller wird so entschieden mit vernichtenden Klischeevorstellungen bedacht wie Ernst Wiechert. So gehört er zu den Vertretern unserer Geistes- und Kulturgeschichte, die zu Unrecht vergessen bzw. abgelehnt werden. Liegt die Ursache dazu in seinem Werk selbst? In seiner Sprache?

Auf seine frühen Werke bezogen (etwa "Die Flucht", 1916, oder "Der Wald", 1922), möchte man die Frage bejahen; in ihrer wirklich sentimental-schwärmerischen Weltsicht sind sie schlechtweg "unzumutbar". Wiechert selbst hat das erkannt und dann jeden Nachdruck verboten. Was aber ist mit seinen späteren und wesentlichen Werken?

Drei entscheidende Momente will ich benennen, die es dem Leser nach dem Zweiten Weltkrieg schwermachen, die Wahrhaftigkeit der Auseinandersetzungen Wiecherts im Lesen nachzuvollziehen, die es ihm schwermachen, Zugang zu finden zu seiner Welt und damit zu dem, was Wiechert seinen Lesern mitzuteilen hat über geistige, literarische, politische, theologische, soziale, vor allem aber menschliche Probleme und Werte, insbesondere zwischenmenschliche Probleme und Lebenswerte.

1. Ernst Wiechert lebt mit seinen Menschen in einer Zeit, die - auch für viele seiner Noch-Zeitgenossen - vergangen, versunken, nahezu verschollen ist, oft bewußt verdrängt wird. Und selten können sachlich-objektive Argumente für eine solche Kontra-Haltung vorgebracht werden, weil sie zumeist nicht auf einer ernsthaften Auseinandersetzung mit Wiecherts Werk beruht.

Unkritisch gesehen, ist diese Welt für uns heute tatsächlich ungünstig geworden. Zwar holt sich mancher in der sogenannten "Nostalgie-Welle" ähnliche Lebensumstände gern wieder heran; man schwärmt dafür, man findet es "in", zum Beispiel in einem (möglichst ur-)alten Bauernhaus zu wohnen, (innen allerdings mit allem Komfort moderner Bequemlichkeit versehen, aber mit alten Möbeln, und wenn die keinen echten Holz-

wurm haben, dann wird er künstlich eingebohrt!) - Was da aber bewußt verspielt und nicht ohne Selbstbespöttelung als "Hobby nebenbei" künstlich aufgebaut wird, als bewußte Illusion: damals - in den 20er, 30er, 40er Jahren - waren solche Um-Welt-Realitäten keine Illusion, sondern harte und fordernde Alltagswirklichkeit, die die Menschen formte. Außerdem sind nicht wenige von Wiecherts Menschen durch die grausame Maschine des Krieges getrieben worden. Heimgekehrt, mit Schuld beladen oder nicht, müssen sie ihre Verstörungen erst überwinden, bevor sie wieder leben können.

Auch wenn sich der Akademiker Thomas von Orla (im Einfachen Leben), als Heimkehrer aus dem Ersten Weltkrieg, "für eine Zeit" in die Einsamkeit einer Insel als Fischer zurückzieht, auch wenn der Freiherr Amadeus von Liljecrona (in *Missa sine nomine*), als Heimkehrer aus KZ und Zweitem Weltkrieg, "für eine Zeit" Arbeit und einsame Hütte des Schafhirten braucht, um sich selbst und sich in der Welt wiederzufinden, hat das so wenig mit "Idylle" oder "Flucht aus dem Leben" zu tun, wie das Leben einer jungen Frau namens Gina (in den *Jeromin*-Kindern), das äußerlich ehrgeizig-erfolgreich verläuft, aber innerlich kalt und leer bleibt, etwas mit Verteufelung von Stadt, Zivilisation und Fortschritt zu tun hat. Entwurzelt sein, verstört sein, aber Kraft und Willen zum Leben wiedergewinnen wollen: das kann doch nichts mit "Idylle" oder "Flucht aus dem Leben" zu tun haben.

Wenn jemand heute als Wohnlage den Stadtrand oder gar das Dorf sucht, mit Blick auf Wald und Felder, die Jahr für Jahr beackert, eingesät, abgeerntet werden, mit schweren Maschinen, längst nicht mehr mit Pferdegespannen - und wenn dieser Jemand solches Werden und Verwandeln in der Natur gar noch mit ernsthaftem Interesse und mit innerer Anteilnahme miterlebt, dann wird er, zwar mit leichtem Lächeln, aber doch verächtlich beurteilt: "Der sucht doch bloß die >Idylle<!" Ähnlich heißt es von einem Stück Landschaft, das noch nicht bauwirtschaftlich genutzt wird und durch das noch keine Autobahn führt: das hat doch keine andere Daseinsberechtigung als "schön" zu sein, was immer der heutige Mensch damit meint.

Wenn wir aber in Wiecherts Büchern solch unzerstör-ter Natur begegnen und den Menschen darin, dann begegnen wir den geographischen, historischen und sozialen Bedingungen jener Zeit. So waren damals die objektiven und subjektiven Gegebenheiten der Menschen. Sind sie etwa ungültig, nur weil wir sie heute und zumal im städtereichem Deutschland meist vergessen haben, oft verlachen, bestenfalls die Menschen bemitleiden, die in und mit ihnen leben mußten?

Die Mühe, sich als Leser in jene Verhältnisse vergangener Zeiten hineinzuarbeiten, auch in die durch den Krieg bedingten, ist schon notwendig, ja, sie ist unumgänglich, aber sie lohnt sich auch. Was heißt schon "veraltet"?

Für jene Menschen war das alles Gegenwart. Der Mensch bleibt Mensch, in welcher Zeit auch immer er lebt. Er "antwortet" nur anders auf die sich wandelnden Bedingungen. Wiechert geht es um den Menschen. Um diesen Menschen zu finden, braucht der Leser die Kenntnis jener Bedingungen und die Akzeptanz ihrer Unausweichlichkeit für eine bestimmte Zeit, auch wenn sie ihm subjektiv fremd sind.

Nun könnte man sagen: Dieses Hindernis zu überwinden, gegenüber einer historisch fremd gewordenen Welt, sollte nicht allzu schwierig sein. Denn uns auf dieses Problem einzustellen, dazu sind wir als Leser allemal aufgerufen. Es ist eine notwendige Prämisse, wenn wir Texte lesen aus längst vergangener Zeit: sei es aus dem griechischen Altertum (z.B. Homer), sei es aus der deutschen Klassik (z.B. Goethe), oder sei es aus dem England des 19. Jahrhunderts (z.B. Dickens).

Doch hier könnte jemand einwenden: ein heutiger Leser (und diesen Begriff müssen wir sozusagen als zeitlos verstehen, denn an jedem Tag der Weltgeschichte lebt jeder Leser im Heute seiner Zeit!) ein heutiger Leser also sei um so leichter bereit und vielleicht auch fähig, zu einer Buch-Welt als Zeugnis ehemaliger Gegenwart kritischen und anerkennenden Abstand zu gewinnen, je größer der Abstand des Lesers zu jener Zeit geworden ist. Die Welt, die sich in Ernst Wiecherts Schriften widerspiegelt, gehört schon - und gleichzeitig noch - in unser Jahrhundert und damit in unsere unmittelbare Gegenwart. In diesem 20. Jahrhundert aber hat sich die Fortentwicklung der Welt so beschleunigt, wie wohl

selten zuvor. Hinzu kommt, daß die schwer auf uns lastende Periode des sogenannten Dritten Reichs und, damit verkoppelt, der alles bisherige Maß an Grausamkeit weit übersteigende Zweite Weltkrieg eine schreckliche und gravierende Zäsur gesetzt haben. Deutschland hat sich verändert, aber auch die Welt und das Weltbild, von dem die Menschen träumen. 1945 ist eine neue Weltordnung entstanden, die nicht nur die Politik, sondern auch die Menschen geprägt hat.

Die relative zeitliche Nähe fordert von uns gleichzeitig geistige Sprungkraft zur Überwindung einer ungeheuren inneren Distanz. Dessen muß man sich bewußt sein, will man die Brücke des Verstehens finden.

Besonders junge Leser finden heute oft leichter eine solche Brücke zu fantastischen Zukunftswelten als zurück in geschichtliche Vergangenheit.

Eins aber steht fest: weder Nostalgie noch Ablehnung noch ironische Verachtung sind geeignete Brücken, um hinüber zu Wiecherts Menschen zu gelangen.

2. Eine andere Schwierigkeit bei der Begegnung mit Wiecherts Buchwelt ist:

Die Intensität der - oft bis auf den Existenzgrund - durchlebten und durchlittenen Glaubensfragen der Menschen. Das leidenschaftliche Suchen nach Glauben ist nicht Zeichen eines unkritischen, kindlichen Gottvertrauens, obwohl uns auch bei Wiechert, wie überall und jederzeit im Leben, Menschen begegnen, die solche Phasen durchwandern, so zum Beispiel das Kind Michael in der Hirtennovelle oder Jons Ehrenreich Jeromin.

Fangmeier sagt zu dieser Frage (S. 11):

"Wiechert kommt mit Gott nicht zurecht - er wird aber mit Gott auch nicht fertig. Er wagt recht heterodoxe Gedanken über Gott - womit er auf interessante Weise >moderne Theologie< treibt,

auch einiges an späterer >moderner Theologie" vorwegnimmt, doch ist er auch so nicht fertig, nicht zufrieden, im Unterschied zu manchem Zunfttheologen!"

Fangmeier exemplifiziert dann auf eineinhalb Seiten vor allem am Einfachen Leben. In diesem Zusammenhang sei auf die Seiten 10 bis 17 verwiesen, die dazu besonders wichtig erscheinen.

Die Menschen bei Wiechert leben ihren Glauben wahrhaftig nicht wie eine "Idylle", und zum bloßen Schwärmen sind sie gar nicht fähig. Aber eben diese Intensität, mit der das Ringen um Gott und um den Glauben an seine Gegenwart im Leben des Einzelnen wie in der Gemeinschaft erfahren, ja, gesucht wird, selbst noch in der Leugnung: das stößt viele Leser ab.

Wer sich über solche beängstigend dichte Fragensnotwendigkeit erhaben wähnt oder sie gar nicht kennt, wer aus solcher Distanz heraus Wiecherts Menschen beobachtet, kann ihnen nicht wirklich begegnen. Und es ist schon positiv, wenn er ihnen "nur" verständnislos gegenübersteht. Denn leicht werden Wege und Art solcher Glaubensnöte, denen bei Wiechert eben nicht ausgewichen wird, belächelt als nichtssagende oder gar peinliche "Idylle".

Schließlich ist es notwendig, zu betonen, daß im heutigen Sprachgebrauch das Wort "Idylle" seiner ursprünglichen und eigentlichen Bedeutung völlig entfremdet ist. Aus einem durchaus positiven Bedeutungszusammenhang heraus ist einseitig das Moment des "unbeschwert natürlichen Daseins" ins ausschließlich abfällige Verhöhnern ent wurzelt. Hieß "idyllisch" ursprünglich: "ländlich, einfach, friedlich", so heißt es nach heutigem Sprachgebrauch nurmehr: weit- und lebensfremd, kitschig!

Wenn in einer Literaturkritik die Existenz der drei Brüder von Liljecrona (in *Missa sine nomine*) gesehen wird als eine "private, elegisch getönte Idylle", so kann man nur konstatieren: der Kritiker hat von der Aussage dieses Buches nichts begriffen.

Das Einfache Leben, auch in dem so betitelten Roman, ist doch gar kein einfaches Leben, wenn wir darunter nicht nur natürliche Lebensweise verstehen, sondern gleichzeitig Erfahrungen des Menschseins; darum aber, so meine ich, ist das einfache Leben: Übergang, Durchgang - und als solches in sich selbst Metapher!

Darauf soll im Folgenden näher eingegangen werden.

3. Was uns vollends den Zugang zur Welt in Wiecherts Büchern erschwert, das ist seine Sprache, eine Sprache, die nicht nur vom Vokabular her oft als "altertümlich" und - von dem durch "Sachzwänge" des Atomzeitalters bestimmten Leser - als "unangemessen" empfunden und gerügt wird.

Das Wesentliche ihrer Andersartigkeit liegt in der ungewohnt häufigen Bildhaftigkeit, die ihr Material eben aus jenem für uns veralteten Alltag und oft aus dem Alltag der Bibel nimmt. Die Intensität und Verinnerlichung der Erfahrungen jener Menschen mit sich selbst, mit ihrer Welt (einschließlich Mit-Menschen) und mit Gott, diese Erfahrungen im Wort darzustellen, wird Wiechert nur möglich mit Hilfe sprachlicher Bildhaftigkeit.

Einfache Bilder, Vergleiche, Gleichnisse, Personifikationen, Anspielungen, besonders aber Metaphern und symbolträchtige Wendungen versuchen, auch noch das Unsagbare mitteilbar zu machen. Das heißt also: Verschlüsselungen mit dem "Wort", das uns doch eigentlich der Schlüssel zum Textverstehen ist. Geradezu als Zumutung erscheinen dem modernen Leser vor allem die zahlreichen unüblichen Metaphern und die nicht selten eigenwilligen Symbole.

Metaphorik und Symbolik, auch mehrfach geschichtete, auch eigenwillige, lassen wir allenfalls in der Lyrik gelten, als eine Art "Stimmungsmache"; im Gedicht erleben viele Leser das Verschlüsselte gern (aber textentfremdet!) als Kitzel der Distanz zwischen Geheimnis und subjektiver Augenblicks-Assoziation. Von einem Prosawerk jedoch wird erwartet, daß es uns seine Welt eindeutig und unverschlüsselt öffnet - erst recht dann, wenn uns diese Welt mit ihren Bedingungen fremd ist.

Aber: wenn Welt als Außen (historisch und sozial und sogar geographisch entfremdet) und "Welt innen" (im Sinn innermenschlicher und zwischenmenschlicher Erfahrungen und Kämpfe in entfremdeter Zeit) so sehr Eines sind wie in Wiecherts Buch-Welt, dann können wir durchaus lernen, die entsprechende Vielschichtigkeit der darstellenden Sprache als Sach-Notwendigkeit zu verstehen und zu akzeptieren -vielleicht sogar lieben zu lernen.

Jürgen Fangmeier: "Nicht, daß mir nicht Ernst Wiechert in manchem fremd und theologisch befremdlich bliebe." Und hier könnte man hinzufügen: auch sprachlich befremdlich. "Aber gibt es auf Erden überhaupt Liebe ohne Fremdheit zueinander und ohne Leiden aneinander?"

In einem Exkurs möchte ich nun die Art von Wiecherts Bildhaftigkeit der Sprache und deren Funktion im Dienst der Aussage an ausgewählten Textbeispielen erörtern.

Zur Bildhaftigkeit der Sprache Ernst Wiecherts

Die Textbeispiele (Eine Übersicht der Zitate findet sich im Anhang.) - ausnahmslos aus dem Roman *Mis-sa sine nomine* - sind nicht systematisch nach der Art bildhafter Setzung geordnet, sondern chronologisch nach dem Fortgang des Romans. Dazu hat zunächst die Tatsache geführt, daß sehr oft innerhalb einer Textstelle die Bildsprache mehrschichtig ist. So ließ es sich vermeiden, ein einzelnes Zitat auseinanderzuzerren oder mehrmals niederzuschreiben.

Neben diesem methodisch formalen Aspekt ließ aber auch noch ein didaktischer das chronologische Zitieren als sinnvoll erscheinen.

Viel wichtiger als die begriffliche Bestimmung eines bildhaften Gestaltungselementes ist das Erkennen seiner Funktion innerhalb des Kontextes. Und: von der Funktion her lassen sich die einzelnen Momente bildhaften Gestaltens mit Sprache nicht immer so eindeutig voneinander abgrenzen, wie das abstrakter Definition nach den Anschein haben könnte.

(1) Die einfachste Form bildhafter Sprache ist das Bild im engeren Sinn, das "Einfache Bild". Es läßt sich kurz so definieren: das Einfache Bild stellt sich unserem inneren Auge dar als Fotografie oder Filmausschnitt von der Wirklichkeit durch Worte.

Dementsprechend ist klar, das solche Einfachen Bilder in ihren äußeren wie inneren Bezügen einfach und sachlich richtig sein müssen, eben verglichen mit der uns umgebenden Lebensrealität. Daß sie als Ganzes im Kontext oft eine andere Funktion übernehmen (z.B. eine gleichnis-hafte oder metaphorische), das ändert zunächst nichts an ihrem Charakter eines Einfachen Bildes.

- Text 2: "Er drückte die Zigarette am Brunnenrand aus und stand auf. Er hatte es nun nicht mehr weit. Er konnte das Schloß auf dem Berge hinter den Giebeln sehen. Es war erleuchtet bis in die letzten Fenster, [...]"

Soweit zunächst dieser Text, denn mit der Fortsetzung wandelt sich die Funktion dieses bis hierher selbständigen Einfachen Bildes aufgrund der Anspielung auf Heines Ballade Belsazar. Davon später mehr.

- Text 4: Unter dem Aspekt des Einfachen Bildes ist nur der Schlußsatz wichtig:

"[...] Korn und Disteln wachsen aus demselben Feld."

- Text 10 (3. Zeile, wörtliche Rede): "Pflanze keinen Lorbeer in deinen Garten, lieber Bruder", sagte er lächelnd. "Laß es bei den Küchenkräutern bewenden [...]"

Solch ein Einfaches Bild also (im Sinn einer Fotografie oder eines Filmausschnitts von der Wirklichkeit mit Worten) trägt in sich selbst keinen Ansatz zu verschlüsselnder Bedeutung.

(2) Ein solcher Ansatz aber ist deutlich gegeben beim "Vergleich", jedoch ist er noch leicht erkennbar und verständlich.

Neben eine einfache Aussage setzt sich ein "Gegenbild". Nennen wir die einfache Aussage "erstes Bild" oder kurz "Bild", so läßt sich sagen: "Bild" und "Gegenbild" bleiben jedes in sich selbstständig, aber das "Gegenbild", meist nachgesetzt, deutet das erste; die Funktion des Vergleichs wirkt also in der Regel zurückgewendet.

Ein Vergleich läßt sich in der Regel formal leicht erkennen, denn er steht fast immer mit Vergleichsansage. Meist ist es das Vergleichspartikel "wie", manchmal das Verb "gleichen", gelegentlich der Konjunktiv: "Es war so, als ob [...]"; bei Wiechert relativ häufig. Hier sei auch an das Gedicht Mondnacht von dem Schlesier Joseph von Eichendorff erinnert!)

- Text 1: (Die Rede ist hier von derselben Person wie in Text 2: vom Freiherrn Amadeus.)

"So ging es sich also, wenn der Tod einen zwischen den Schultern berührt hatte. Es ging sich leicht wie auf Flügeln, aber unter der Erde ging es mit, und was dort mitging unter den Füßen, war nicht leicht und wie auf Flügeln, sondern dunkel und schwer wie der Saft des Mohnes."

- Text 5: "Aber Erasmus steht wie ein leise gebeugter Baum am Rand einer Wüste oder auf dem Kamm einer Düne, an der man nichts als Sand sieht."

An diesem Beispiel wird die Funktion eines Vergleichs besonders gut deutlich. Der innere Zustand eines Menschen, seine innerste Bewegung durch ein ihn treffendes Ereignis, läßt sich nicht einfach mit Worten beschreiben. Aber das sogenannte "Gegenbild", das mit dem eigentlichen Geschehen meist gar nichts zu tun hat, dieses "Gegenbild" sehen wir beim Lesen mit dem inneren Auge. (Hier: "ein gebeugter Baum am Rand einer Wüste" usw.) Indem dieses "Gegenbild" den nicht beschreibbaren Zustand des Menschen vergleichend komplettiert, zurückdeutend durch das Vergleichspartikel "wie", bekommt der Leser eine Ahnung von eben diesem innersten seelischen Zustand, ohne daß er abstrakt und begrifflich unzulänglich "benannt" worden wäre. Von der Person wird nur gesagt: "Erasmus steht".

- Text 7: "Heute nacht war er zum zweiten Male geflohen, so wie er auf der winterlichen Straße geflohen war [...]"

Hier sei kurz auf Text 6 verwiesen, wo von den "neuen Gästen" die Rede ist, die auf besondere Weise "feiern und fröhlich sind". Und zwar, gemessen an der Auffassung eines "adligen Menschen", auf undurchsichtige und schon dadurch unehrenhafte Weise.

In diesem Zusammenhang ist es von entscheidender Bedeutung, daß "Adel des Menschen" bei Wiechert soviel wie "Adel des Herzens" bedeutet, also nicht unbedingt gebunden ist an den gesellschaftlich gültigen Adelstitel. Zwar wählt er häufig Personen aus dem Adelsstand - aus dem einen Grund, weil der Adel zu seiner Zeit noch eine relativ gewichtige gesellschaftliche Rolle spielte - zum anderen aber, und das erscheint ungleich wichtiger, fungiert ein adliger Mensch innerhalb seiner Buch-Welt nach Art einer Allegorie, nämlich als sinnträchtige Personifikation des Abstraktums "Adel des Herzens"!

Zurück zu Text 7.

Erst der Vergleich mit Erasmus' erster Flucht, damals auf der Landstraße, weg von den unter den Panzern sterbenden Menschen, für die er doch verantwortlich war, (nachzulesen in Kap. 2), erst dieser Vergleich offenbart dem Leser die Bedeutung der Tatsache, daß Erasmus jetzt von den Lärmenden und Falschspielern weggeht, in ihrer ganzen Tragweite. Es kommt noch hinzu, daß im folgenden das Motiv der Flucht gleichnishaft auf eine Grundhaltung seines Wesens hinweist, der er sich jetzt erst voll bewußt wird:

"Ja, so wie er wahrscheinlich sein ganzes Leben lang geflohen war, wenn die Not gerufen hatte, [...]" usw.

(3) "Gleichnis". Vereinfacht gesagt, läßt sich ein Gleichnis verstehen als quantitativ ausgeweiteter Vergleich. Auch das Gleichnis ist in der Regel formal leicht zu erkennen an einem deutlichen Worthinweis, der zum Vergleichen auffordert. Ein Beispiel aus Matth. 13, V. 24ff.:

"Das Himmelreich ist gleich einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säte." Es folgt die ausführliche Darstellung der daraus resultierenden Situation, wie sie Text 4 benennt: "Korn und Disteln wachsen aus demselben Feld."

Wiechert verwendet häufig biblische Gleichnisse oder arbeitet mit Anspielungen auf sie; aber er gestaltet auch eigene. Aufgrund der Verwandtschaft zwischen Gleichnis und Vergleich, auch in der Funktion, soll hier aber auf Textbeispiele verzichtet werden, zugunsten einer intensiveren Auseinandersetzung (4) mit der "Metapher". Sie nämlich ist das Moment bildhafter Rede, welches die am stärksten sinnverschlüsselnde Kraft in sich birgt.

Wir alle kennen und gebrauchen Metaphern in unserer Alltagssprache. Redewendungen wie die vom "Meer des Lebens" oder vom "Radfahrer in der Politik" sind uns vertraut, ohne daß wir uns über die metaphorische Verschlüsselung viele Gedanken machen. Wenn aber ein Schriftsteller Metaphern so häufig, so vielfältig und in neuen, individuellen Setzungen verarbeitet wie Wiechert, dann erschwert er es seinem Leser durchaus, sich in die so verschlüsselten Bedeutungsschichten seiner Buch-Welt einzulesen. Andererseits aber gibt er uns damit auch die große Chance, unsere eigene Sprach- und Denkwelt, unsere individuelle Erfahrungswelt in einem bis dahin unbekanntem Maß zu erweitern.

Die Metapher ist in ihrer vielschichtigen Art der Sinn-Verschlüsselung besonders schwierig zu fassen und zu begreifen, zumal sie durchaus nicht immer konkret zu "übersetzen" ist, wie eine Vokabel aus einer Fremdsprache. Oft vermittelt uns das sogenannte "Gegenbild" nur eine Ahnung von seiner Bedeutung für die eigentliche Aussage.

So ließe sich beispielsweise an Rilkes Gedicht Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens erinnern.

Die einfache "Übersetzung" der Vokabel "Berge" etwa mit der Vokabel "Einsamkeit" reicht bei weitem nicht aus, ja führt im Gesamtzusammenhang des Gedichts eher auf Abwege des Verstehens - und damit zu Mißverständnissen.

Ähnlich auch in der Todesfuge von Paul Celan. Es gibt keine "Ersatz-Vokabeln", sondern wir müssen einer Vielfalt von Bezügen zwischen Wörtern und Wendungen forschend nachgehen, um der Sinnaussage schichtweise näherzukommen.

Zeile 1, gleichsam das "Fugenthema":

"Schwarze Milch der Frühe, wir trinken sie abends [...]"

Bei der Metapher fügen sich "Gemeintes" und "Gegenbild" in ihrer Wertausage ineinander, deuten sich wechselseitig. Das nur Angedeutete, eben das "Gemeinte", ist oft unsagbar, sucht daher notwendig nach einem "Gegenbild", das in der Regel auf eine Bildvorstellung zurückgreift. "Berge" und "ausgesetzt sein" (Rilke) oder "Milch" und "trinken" (Celan) sind Konkreta, die jeder kennt. Jedoch ist in dem Bildhaften immer zugleich das Angedeutete enthalten - sowie im Angedeuteten zugleich das Bildhafte zugegen ist.

- Text 3. Wieder ist vom Freiherrn Amadeus die Rede:

"Das, was die Menschen Zeit nannten, war vergangen, aber für ihn gab es keine Zeit mehr. Man hatte ihn aus dem feurigen Ofen genommen, und nun war er erstarrt. Aber nicht geläutert. Vielleicht war er zu früh aus der Glut gehoben worden, vielleicht zu spät. Nur die Liebe läuterte, nicht die Gewalt. Und er liebte nicht mehr."

Abgesehen von der "Anspielung" auf das Alte Testament (Daniel Kap. 3 - Geschichte der drei Männer im Feuerofen), darüber im folgenden, abgesehen von dieser Anspielung können wir uns konkret einen "feurigen Ofen" vorstellen, mit seiner "Glut", die das Erz zum Schmelzen bringt; in diesem Schmelzvorgang, als einer Art Läuterungsvorgang, wird das Reinmetall von allen Fremdkörpern und Unreinheiten befreit.

Vielleicht erst im Fortgang der Erzählung erreicht uns dann suchend das Begreifen dieser Metapher und wird uns zum Wissen von der buch-historischen Tatsache, daß Amadeus aus dem KZ zurückkehrt. Und erst im Zusammenspiel dieser drei Lese-Erfahrungen (Hochofen - drei Männer im Feuerofen - KZ) begreifen wir das momentane Lebensgefühl dieses Menschen, der dort nur still auf dem Brunnenrand gesessen hat und

nun weitergeht. Wir begreifen es im Lesen, ohne daß uns konkret von seiner Vergangenheit berichtet worden wäre, ausgelöst durch die Metapher vom "feurigen Ofen".

- Text 4: >"Aus solchen Dörfern sind sie geboren worden<, dachte er, >die den Namen des Volkes erhöht haben. Aus dem Dunkeln und Stillen und Namenlosen. Und auch die anderen sind aus ihnen geboren worden, die Henker und die Mörder, und niemand weiß, ob in ihrem Blut nicht auch ein Tropfen derjenigen floß, die die großen Melodien geschrieben haben, oder die Weisheit ihrer Jahrhunderte. Korn und Disteln wachsen aus demselben Feld.<"

Als Beispiel für ein Einfaches Bild wurde oben der Schlußsatz genannt: "Korn und Disteln wachsen aus demselben Feld." Jetzt, im Zusammenhang des Kontextes, erkennen wir, daß dieses Einfache Bild umfunktionierte zur Metapher für Menschheitsgeschichte: es wird transparent für eine viel tiefer reichende Sinn-Sphäre.

- Text 6: "[...] es hatten sich neue Gäste aus dem Schloß eingefunden. Leute, die auf eine unbekannte Weise Geld verdienten und von deren Namen und Titeln man nicht wußte, ob sie den nächsten Regen überdauern würden."

Wir alle kennen Tünche als dünnflüssige Kalkbrühe, mit der man Wände weißelt, die aber Wasser nicht standhält, die sich abwaschen läßt. Daher ist sie für Außenanstriche nicht geeignet. Die Rückdeutung auf diese "Leute" brauchen wir nicht zu verbalisieren, wenn wir uns beim Lesen die Mühe machen, von der Metapher des "Regens" aus den Sachverhalt noch einmal ins Auge zu fassen.

- Text 7: "Heute nacht war er zum zweiten Male geflohen, so wie er auf der winterlichen Straße geflohen war. Ja, so wie er wahrscheinlich sein ganzes Leben lang geflohen war, wenn die Not gerufen hatte, die nackte Not, die nach den nackten Händen rief und nicht nach den mit Handschuhen bekleideten. [...] er hörte nicht den Regen klopfen, sondern seine Schande. [...] die Schande, [...] daß er Handschuhe angezogen hatte, als er dieje-

nigen erblickte, die hinter der Schwelle standen. Und daß er [...] geflohen war, als es nicht mehr genügt hatte, Handschuhe zu tragen."

"Handschuhe" ziehen wir über die "nackten Hände" als Schutz vor Kälte - oder als Schutz vor der Möglichkeit, uns die Hände schmutzig zu machen: etwa beim Geschirrspülen, bei der Gartenarbeit, bei der Müll-beseitigung. Hier aber hat niemand realiter "Handschuhe" angezogen; sie haben ausschließlich metaphorische Funktion. Die Metapher der "Handschuhe" über "nackten Händen", wenn "nackte Not" gerufen hat, hilft zu tieferem Verstehen der "Scham über den Hochmut seines Wesens". Denn es geht, wie es wenig später heißt, um die Erkenntnis der "Schande dessen, der mit weißem Haar geflohen war, statt sich zu erbarmen" (S. 348).

- Text 9: "[...] die kleinen Leute [...] Auch sie hatte das große Schicksal gestreift, der Krieg und der Tod, die Gewalt und die Verstörung der Herzen. Aber niemand hatte davon geschrieben in den Zeitungen oder in den Lautsprechern davon berichtet. Der Pflug war über sie hingegangen, und die Großen der Welt, die die Pflugschar hielten, blickten auf das Ziel der Furchen und nicht auf die Furchen selbst. In den Furchen hob das Schicksal von Millionen sich auf, wie die Stoppel sich aufhob, wurde vom Licht beglänzt, wendete sich und sank wieder in die Tiefe."

Die Metapher vom "Pflug", gleichnishaft erweitert, mit eingefügtem Vergleich, läßt uns das schiefe Verhältnis zwischen den "kleinen Leuten" und den "Großen der Welt" überdeutlich erfahren, ähnlich wie bei Brecht die Metapher vom "Wasserrad" in seiner Ballade vom Wasserrad.

Übrigens ist dies ein typisches Beispiel für die veränderten Lebensrealitäten damals und heute. Zwar gibt es den Pflug nach wie vor, aber zu Wiecherts Zeit wurde er noch von einem Ochsespann gezogen, und der Bauer schritt hinter dem Pflug her; er führte den Pflug an den Handgriffen, sah die werdende Furche und das "Ziel der Furche" vor sich. Heute sitzt der Traktorfahrer vor dem Pflug und sieht die neue Furche nur, wenn er sich zurückwendet.

Wer als Leser die Mühe scheut, sich solche zeitbedingten Unterschiede klarzumachen, hat wenig Möglichkeit, die tatsächliche Transparenz von Wiecherts Metaphernsprache zu erfahren. Aber wer sich die Mühe macht, der könnte niemals von der "Realitätsferne seiner Sprache" reden, die Wiechert oft vorgeworfen wird.

- Text 10: >"Ich habe immer gewußt, daß du unsren Namen einmal berühmt machen wirst, lieber Bruder<, sagte Erasmus. Aber nun sah Amadeus ihn voller Fröhlichkeit an. >Pflanze keinen Lorbeer in deinen Garten, lieber Bruder<, sagte er lächelnd. >Laß es bei den Küchenkräutern bewenden. Wer allein ist, schreibt nicht um des Ruhmes willen, sondern weil er mit seinem Herzen sprechen will."

Ähnlich wie in Text 4 ("Korn und Disteln") wird das Einfache Bild (hier von "Küchenkräutern und Lorbeer im Garten") im Kontext zur Metapher.

Zwei Momente sind es, die dem Leser diese realen Kräuterpflanzen transparent machen für ihre tiefere Aussagefunktion: Wir kennen die Rede des Erasmus vom "berühmt machen" und wir wissen "Lorbeerblätter" sind Symbol für "Ruhm". Schon seit der Antike gilt ein Kranz aus Lorbeerblättern - als "poeta laureatus" - als Ehrenzeichen. "Lorbeeren ernten" heißt "Ruhm erwerben". Dagegen sind schlichte "Küchenkräuter" dazu da, die Speisen des Alltags zu würzen, damit sie angenehm schmecken. "Wer allein ist", so heißt es in Text 10, "schreibt nicht um des Ruhmes willen, sondern weil er mit seinem Herzen sprechen will."

(5) "Symbol". Ein Symbol setzt, wie das Symbol vom "Lorbeer" zeigt, einen konkreten Gegenstand als Zeichen für eine abstrakte Idee. Die Verwendung eines Symbols setzt das Wissen um die allgemein verbindlich festgelegte Bedeutung voraus.

Andere Beispiele: Waage als Symbol für Gerechtigkeit, Anker als Symbol für Hoffnung

Schwierig wird die Sache, wenn ein Autor innerhalb seiner Denk-Welt sich neue, eigene Symbole wählt, die vom Leser erst allmählich als solche erkannt werden und die natürlich nur innerhalb dieser Buch-Welt gültig sind.

Problematisch aber wird es dann, wenn Begriffe benutzt werden, die im allgemeinen oder derzeitigen Sprachgebrauch als fixierte Symbole fungieren, aber vom Autor einen anderen, eigenständigen, eigen-willigen Symbolwert bekommen.

Ein Beispiel nur, mit schweren Konsequenzen bis hinein in Wiecherts persönliches Leben, die Begriffe "Blut und Boden" beziehungsweise "Blut und Acker".

Ohne jeden Zweifel haben diese Begriffe in Wiecherts Denk-Welt eine total andere Bedeutung, tragen einen total anderen Symbol-Wert als in der Theorie der Nationalsozialisten. Die Fast-Identität der bloßen Vokabeln ließ allerdings die Nationalsozialisten eine Zeitlang wähen, sie könnten Wiechert als ihren Sprecher für sich vereinnahmen. Doch Wiechert hat immer wieder neu die entscheidende Differenz der nahezu gegensätzlichen Symbol-Werte offengelegt und konsequent verteidigt. Auch darum geriet er in die Verfolgung.

Alle seine Schriften machen das konsequent deutlich: Wiechert geht es beim Begriff "Blut" nicht und niemals um Rassenzugehörigkeit. Vielmehr ist "Blut" für ihn als Symbol für die Kraft im Menschen, die das Leben trägt und weiterträgt. Und "Acker" ist ihm Symbol für die Kraft, die das Leben erhält, ja erst möglich macht.

In diesem Zusammenhang ist es noch wichtig zu erwähnen: Wiechert sieht nicht in einer bestimmten Tätigkeit die einzig selig machende Verwirklichung des Menschenseins; er sieht nicht etwa im Beruf des Bauern oder des Fischers den einzig zum wahren Mensch-Sein befähigenden Beruf des Menschen. Natürlich läßt er seine Personen suchen nach dem Einfachen Leben.

Warum? Damit der Mensch sich selbst und sich in der Welt wiederfindet. Damit er, oft nach großen inneren Verstörungen (oft bedingt durch Krieg), wieder er selbst werden und leben kann. Auch für Andere.

Das Einfache Leben ist in sich selbst Metapher für die Wege des Menschen zur Selbstfindung.

Das ist Wiecherts Ansatz.

(6) "Personifikation". Dies ist eine Art bildhafter Sprache, die dem Leser nicht allzu intensive Denk-Arbeit abfordert. Sie erleichtert eher unmittelbares Verstehen, als daß sie es "verschlüsselt", denn sie gibt einem Abstraktum lebendige Eindringlichkeit.

Einem Abstraktum werden menschliche Handlungen und Verhaltensweisen zugesprochen, es begegnet uns als selbst-handelnde "Person". Auch die "nackte Not" (Text 7) ist Personifikation.

- Text 1: "So ging es sich also, wenn der Tod einen zwischen den Schultern berührt hatte. Es ging sich leicht wie auf Flügeln, aber unter der Erde ging es mit, und was dort mitging unter den Füßen, war nicht leicht und wie auf Flügeln, sondern dunkel und schwer wie der Saft des Mohnes."

- Text 8: "Das Jahr schritt seine Furchen aus, und es hatte tief gepflügt."

Hier wird das Moment der Personifikation ("Das Jahr schritt [...]"), wie die menschliche Gestalt eines Pflügenden gekoppelt mit der Metapher vom "Pflug", der "tiefe Furchen" gräbt, in denen (nach Text 9) "das Schicksal von Millionen sich aufhob". Ein einzelnes Jahr als Träger, als Bringer schweren Schicksals.

(7) "Anspielung". Ähnlich wie beim Symbol, setzt die Anspielung beim Leser bestimmte Kenntnisse voraus. Hier geht es um die Kenntnis eines fremden Textes, auf dessen Vorgänge, Situationen oder Personen der gegenwärtige Text anspielt, auf die er hindeutet, in denen Analogien gesucht werden sollen. Das heißt also: ein fremder Text wird als bekannt vorausgesetzt und uns als "Schlüssel" gegeben zum Verständnis des momentan gelesenen Textgeschehens.

Die Anspielung zu erkennen, wird uns dort erleichtert, wo aus jenem fremden Text wörtlich zitiert wird und dieses Zitat auch durch Anführungszeichen kenntlich gemacht ist.

Sehr oft spielt Wiechert auf Gleichnisse oder Redewendungen in der Bibel an. Hier sei nur an Text 3 mit der Anspielung auf Daniel 13 (Geschichte vom "Feuerofen") erinnert.

- Text 2 gibt ein anderes Beispiel für eine solche Anspielung, hier mit Zitat, das uns den Verstehenshorizont ungeheuer erweitert:

"Er drückte die Zigarette am Brunnenrand aus und stand auf. Er hatte es nun nicht mehr weit. Er konnte das Schloß auf dem Berge hinter den Giebeln sehen. Es war erleuchtet bis in die letzten Fenster, und es fiel ihm ein, daß Belsazars Schloß so ausgesehen haben könnte. >Die Mitternacht zog näher schon [...]< Es fielen ihm so viele Verse ein, die er als Kind gelernt hatte. Aber es schrieb nun keine Hand mehr an weißer Wand. Nur die Flugzeuge schrieben >Buchstaben von Feuer<."

Zur Erinnerung: der Anfang setzt ein Einfaches Bild. Dann aber muß der Leser die Ballade Belsazar von Heinrich Heine kennen, anders kann er die hier beabsichtigte Erweiterung der Aussage über das gesetzte Wort hinaus nicht mitvollziehen. Ohne diese Textkenntnis bleibt ihm die Metapher der "Buchstaben von Feuer" vordergründig einseitig. Die "Hand an weißer Wand" bleibt ihm nichtssagende Vokabel, und nur die "feuerschreibenden Flugzeuge", falls ihm die Erinnerung behilflich ist, registriert er als Einfaches Bild, ohne daß ihm die Personifikation bewußt wird, die doch erst die Analogie zur "schreibenden Hand" herstellt.

Aber der mit der Anspielung geforderte Analogieschluß ist eminent wichtig; er führt weit über das vordergründig Gesagte hinaus. Weder in Heines Ballade (Str. 20) noch in der Realität des Krieges versteht jemand die "Flammenschrift an der Wand" zu deuten. Wohl aber erfährt der - hier wie dort vom Sehen betroffene Mensch, die Drohung, ja Verurteilung bis hin zur Verdammung, die von der Schrift ausgeht und auf ihn zielt. Heines Ballade endet (Str. 21) mit der Konsequenz:

"Belsazar ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht."
(Vgl. dazu auch Kapitel 5 aus dem Buch Daniel.)

Zusammenfassung

Bildhafte Sprache öffnet dem Leser mehrschichtige Verstehenstiefen, im letzten Beispiel mit Hilfe von Anspielung, Metapher und Personifikation. Ein Autor gibt seinen Lesern, mit Hilfe sprachlicher Bildhaftigkeit, vielfältige Möglichkeiten, den "Verstehenshorizont" eines "nackten Geschehens" (Wie es uns etwa eine Inhaltsangabe vermittelt) bis in mehrere Tiefenschichtungen hinein zu erfahren, so, wie ja auch unser Auge in der Natur, je nach Wetterlage oder Luftschichtung, plötzlich Dinge in fernsten Fernen erkennt, die uns oft lange unsichtbar waren.

Ein Buch hat dann Lese- und Lebenswert, wenn sich bei jedem wiederholten Lesen neue Ausblicke im Verstehens-Horizont öffnen.

Wiechert fordert von seinen Lesern mit der Art seiner vielfältig und eigenwillig "verschlüsselnden" Bild-Sprache ein hohes Maß an aktiver Kontemplation, wie es nicht jedem Leser angenehm oder wünschenswert sein mag. Seine Bücher lassen sich nicht "konsumieren" - etwa wie ein Bestseller pro Tag!

Die Sprache ist das Tor zu der fiktiven, aber doch realen Welt eines Buches. Ist diese Buch-Welt aber, um metaphorisch zu reden, nur durch das Öffnen mehrfacher "Siegel" (sprich: Bildhaftigkeit) zu erreichen, dann fordert sie aktive Denk-Arbeit. Und eben dies ist ein dritter, vielleicht sogar der entscheidende Grund, warum viele Leser leicht vor den Toren kehrtmachen; sie lesen vielleicht, aber sie lesen oberflächlich, über die "Siegel" der Bildhaftigkeit hinweg. Vieles muß ihnen so unverstänlich bleiben; und dann lehnen sie ab, was sie in Wahrheit gar nicht kennengelernt haben.

Schlußbemerkung

Mit unbeirrbarem Bemühen um Wahrhaftigkeit im Denken, Sich-Verhalten, Darstellen sucht Wiechert in allen Bereichen menschlicher Erfahrungs- und Verhaltensmöglichkeiten seine Motive:

Angst und Vertrauen - Verzweifeln und Hoffen - Leugnen und Glauben - Gerechtigkeit und Gesetz - innere Freiheit und Wahrheit - Geduld und tätiges Eingreifen - Scham und Mut - Armsein und Reichsein (nicht nur im üblichen sozialen Sinn, sondern als "Armut und Reichtum des Herzens" - oft gebrauchte Metapher!) - Einsamkeit (als schwerer Weg zur Selbstfindung, nicht als egozentrische Absonderung in "leere und falsch verstandene Idylle", in der uns der andere nichts angeht!) und Miteinander - Zeit und Zukunft - Krieg und Frieden - Flucht und Daheimsein - das Böse und die Verwandlung bösen Denkens zu menschwerter Güte - Traurigkeit und Fröhlichkeit des Herzens.

Auch Gegensätzlichkeiten schließen einander keineswegs aus. Synthese ist geradezu als Synonym für Frieden zu verstehen. Und Synthese ist eine Grunderfahrung in Wiecherts Buch-Welt. Nur: der Weg dahin, der des Menschen wie des Lesers, ist mühsam, auch wenn vom Einfachen Leben gesprochen wird.

Noch einmal soll Ernst Wiechert zu Wort kommen. Im Roman *Missa sine nomine* sagt Amadeus gegen Ende:

"Hier wird es immer heißen: Es war einmal ... Nicht weil wir wie im Traum leben wollen, sondern weil wir durch das geworden sind, was einmal war. Für uns war vieles, mehr als für andere. Wir wollen es nicht vergessen (K.D. 6, 405)."

In diesem Sinne soll auch weiterhin dafür Sorge getragen werden, daß Ernst Wiecherts Botschaft an die Menschen wie ein Licht leuchtet, die Herzen bewegt, Wärme und Trost spendet.

Anhang

Textbeispiele aus *Missa sine nomine*, Kurt Desch Verlag (1950)

1. "So ging es sich also, wenn der Tod einen zwischen den Schultern berührt hatte. Es ging sich leicht wie auf Flügeln, aber unter der Erde ging es mit, und was dort mitging unter den Füßen, war nicht leicht und wie auf Flügeln, sondern dunkel und schwer wie der Saft des Mohnes." (S. 7, Kap. 1)
2. "Er drückte die Zigarette am Brunnenrand aus und stand auf. Er hatte es nun nicht mehr weit. Er konnte das Schloß auf dem Berge hinter den Giebeln sehen. Es war erleuchtet bis in die letzten Fenster, und es fiel ihm ein, daß Belsazars Schloß so ausgesehen haben könnte. >Die Mitternacht zog näher schon ...< Es fielen ihm so viele Verse ein, die er als Kind gelernt hatte. Aber es schrieb nun keine Hand mehr an weißer Wand. Nur die Flugzeuge schrieben >Buchstaben von Feuer<." (S. 9, Kap. 1)
3. "Das, was die Menschen Zeit nannten, war vergangen, aber für ihn gab es keine Zeit mehr. Man hatte ihn aus dem feurigen Ofen genommen, und nun war er erstarrt. Aber nicht geläutert. Vielleicht war er zu früh aus der Glut gehoben worden, vielleicht zu spät. Nur die Liebe läuterte, nicht die Gewalt. Und er liebte nicht mehr." (S. 9, Kap. 1)
4. ">Aus solchen Dörfern sind sie geboren worden<, dachte er, >die den Namen des Volkes erhöht haben. Aus dem Dunklen und Stillen und Namenlosen. Und auch die anderen sind aus ihnen geboren worden, die Henker und die Mörder, und niemand weiß, ob in ihrem Blut nicht auch ein Tropfen derjenigen floß, die die großen Melodien geschrieben haben, oder die Weisheit ihrer Jahrhunderte. Korn und Disteln wachsen aus demselben Feld.<" (S. 9f., Kap. 1)
5. "Aber Erasmus steht wie ein leise gebeugter Baum am Rand einer Wüste, oder auf dem Kamm einer Düne, an der man nichts als Sand sieht." (S. 64, Kap. 3)

6. "[...] es hatten sich neue Gäste aus dem Schloß ein gefunden. Leute, die auf eine unbekannte Weise Geld verdienten und von deren Namen und Titeln man nicht wußte, ob sie den nächsten Regen über dauern würden." (S. 341, Kap. 13)
7. "Heute nacht war er zum zweiten Male geflohen, so wie er auf der winterlichen Straße geflohen war. Ja, so wie er wahrscheinlich sein ganzes Leben lang geflohen war, wenn die Not gerufen hatte, die nackte Not, die nach den nackten Händen rief und nicht nach den mit Handschuhen bekleideten.
[...] er hörte nicht den Regen klopfen, sondern seine Schande. [...] die Schande, [...] daß er Handschuhe angezogen hatte, als er diejenigen erblickte, die hinter der Schwelle standen. Und daß er [...] geflohen war, als es nicht mehr genügt hatte, Handschuhe zu tragen." (S. 347, Kap. 13)
8. (- Beginnender Herbst -) "Das Jahr schritt seine Furchen aus, und es hatte tief gepflügt." (S. 370, Kap. 14)
9. "[...] die kleinen Leute [...] Auch sie hatte das große Schicksal gestreift, der Krieg und der Tod, die Gewalt und die Verstörung der Herzen. Aber niemand hatte davon geschrieben in den Zeitungen oder in den Lautsprechern davon berichtet. Der Pflug war über sie hingegangen, und die Großen der Welt, die die Pflugschar hielten, blickten auf das Ziel der Furchen und nicht auf die Furchen selbst. In den Furchen hob das Schicksal von Millionen sich auf, wie die Stoppel sich aufhob, wurde vom Licht beglänzt, wendete sich und sank wieder in die Tiefe." (S. 382f., Kap. 14)
10. ">Ich habe immer gewußt, daß du unsren Namen einmal berühmt machen wirst, lieber Bruder", sagte Erasmus. Aber nun sah Amadeus ihn voller Fröhlichkeit an. >Pflanze keinen Lorbeer in deinen Garten, lieber Bruders sagte er lächelnd. >Laß es bei den Küchenkräutern bewenden. Wer allein ist, schreibt nicht um des Ruhmes willen, sondern weil er mit seinem Herzen sprechen will.<" (S. 385, Kap. 14)